

Ethnologie in der Praxis

Michael Schnegg, Universität zu Köln

Im Mittelpunkt des Workshops stand die Frage, ob und wie Absolventinnen und Absolventen der Ethnologie sich in die Praxis einbringen können, um kulturelle Diversität zu gestalten und/oder Integration zu fördern. Dabei richtet sich das Interesse insbesondere auf die Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen der Bundesrepublik, die bei Bildung und Gesundheit mit den Herausforderungen einer globalisierten Welt konfrontiert sind. Mein Beitrag greift das Thema in drei Teilen auf. Im ersten Teil werde ich der Frage nachgehen, was für ein Verständnis von Kultur dieser Fragestellung zugrunde liegt und wie man dieses Verständnis erweitern kann, um zu erkennen, welche Merkmale von Akteuren in welchen Situationen relevant sind und diese dann zu Gruppen zusammenschließen. Im zweiten Teil werde ich den während des Symposiums geäußerten Einwand diskutieren, ob Ethnologie praktisch oder unpraktisch sein soll, um dann im dritten Abschnitt einige Ideen vorzutragen, wie man Interdisziplinarität und die Integration von Stakeholdern in transdisziplinären Forschungsprojekten verbinden kann, um praktische Lösungen zu erarbeiten, die gesellschaftliche Probleme nachhaltig lösen können.

Der in der Öffentlichkeit geführten Diskussion um interkulturelle Kommunikation und Integration liegt zumindest in Teilen die Vorstellung zugrunde, dass man Menschen danach einteilen kann, welcher Kultur sie zugehören – sie sind Japaner, Iraner oder Nama – und, dass diese Einteilung für ihre Interaktion mit staatlichen Institutionen relevant ist. Amartya Sen hat in seinem viele beachteten Buch „Identity and Violence“ eine recht eindeutige Antwort auf die Frage formuliert, ob es Sinn macht, die Menschheit vornehmlich in voneinander klar abgrenzbare Kulturen zu unterteilen: Sie lautet nein (Sen 2006). Diese Vorstellung von Kulturen beruht, so sein Argument, auf der Annahme, dass es irgendwie möglich ist, die Beziehungen zwischen den Menschen ohne größeren Erkenntnisverlust auf die Beziehungen zwischen den Kulturen zu reduzieren. Sen ist davon überzeugt, dass diese Vorstellung falsch ist.

Sen stellt dem eine „eigene“ Konzeption von Kultur und Identität gegenüber. Diese bezeichnet er als „Plurale Identität“. Menschen sind nicht nur Muslime, Christen oder Hindus, sondern eben auch Arbeiter, Angestellte oder Beamte, homo- oder heterosexuell, Männer oder Frauen etc. In anderen Worten: Sie interagieren in unterschiedlichen sozialen Kontexten, die jeweils einen Teil ihrer pluralen Identität prägen. Diese Vorstellung greift, leider ohne sie explizit zu zitieren, auf eine sehr lange gedankliche Tradition aus Soziologie und Ethnologie zurück: Georg Simmel bezeichnete diese Kontexte als soziale Kreise, die

sich mehr oder weniger stark kreuzen, Siegfried Nadel und Ralf Dahrendorf als Rollen und Harrison White als Positionen. In der Ethnologie hat Max Gluckman in diesem Zusammenhang den Begriff der multiplexen Beziehungen geprägt (Dahrendorf 2006; Gluckman 1955; Nadel 1957; Simmel 1992 [1908]; White 2008).

Dabei ist die zentrale Annahme von Sen, dass Menschen frei wählen können, auf welche dieser Rollen und Identitäten sie in einer bestimmten sozialen Situation zurückgreifen wollen. Diese Annahme ist in meine Augen zumindest in Teilen falsch. Sie ignoriert die Bedeutung von Strukturen, die den Zugang zu Ressourcen beschränken und die Wahlfreiheiten von Individuen einengen (Sewell 1992). Diese Strukturen können etwa gesellschaftliche Verhältnisse, die Verteilung von ökonomischen Ressourcen oder kulturelle Modelle sein. Ethnologinnen und Ethnologen sind nicht von Hause aus kulturelle Mediatoren. Sie besitzen aber unter allen Kultur- und Sozialwissenschaftlern in meinen Augen die besten methodischen Voraussetzungen, um diese Verbindung von Mikro- und Makroebene zu untersuchen und um zu zeigen, wie Menschen in **bestimmten** Situationen auf **bestimmte** Merkmale einer pluralen Identität zurückgreifen oder durch bestimmte Strukturen darauf zurückgeworfen werden. Eine Verbindungen aus entscheidungstheoretischen Modellen und Erkenntnisse aus der kognitiven Psychologie (*Frames*) und der Schematheorie kann einen fruchtbaren handlungstheoretischen Rahmen für solche Erklärungen liefern (Schlee 2006). Die Analyseebene ist dabei weder die Kultur noch das Individuum, sondern eine Mesoebene sozialer Gruppen oder Netzwerke, zu der der Ethnologe und die Ethnologin durch teilnehmende Beobachtung und Ethnographie gut Zugang bekommen kann. Vor dem Hintergrund dieses Wissens über Handlungsfreiheiten und Strukturen, die die Wahl von Identitäten gestalten, wird es möglich, die Rechte einzelner Personen oder Gruppen zu stärken. Das kann durch die ethnische Zugehörigkeit geprägt sein, oft sind es aber auch Bildung, Klasse oder Geschlecht. Ich möchte daher, und da schließe ich mich Sen an, davor warnen, die Beziehungen zwischen Menschen und die Beziehungen zwischen dem Staat und seinen Bürgern auf eine Kategorie – Kultur – zu reduzieren, wenn man praktische Lösungen für gesellschaftliche Probleme erarbeiten will.

Man kann grundsätzlich hinterfragen, ob sich die Ethnologie in dieser aktiven Form in gesellschaftliche Zusammenhänge einbringen soll. In der Diskussion in Berlin wurde das von Martin Sökefeld mit dem Begriff umschrieben, dass Ethnologie „unpraktisch“ sein muss. In dieser Lesart soll sich die Rolle der Ethnologie darauf konzentrieren, Organisationen und Verfahrensabläufe zu hinterfragen, indem sie die dominanten Diskurse und ihre Produktion dekonstruiert. Mir ist das wichtig und dennoch zu wenig. Die Möglichkeiten der Ethnologin oder des Ethnologen würden dadurch stark eingeschränkt. In meinen Augen kann Ethnologie

mehr. Wir bringen das Wissen mit, um an Lösungen grundlegender Probleme konstruktiv mitzuwirken. Zu solchen grundlegenden Fragen zählen der ungleiche Zugang zur Gesundheitsversorgung, die nachhaltige Nutzung und Verteilung natürlicher Ressourcen, die Integration unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen und vieles mehr. Wieso sollten wir diese Aufgabe anderen überlassen? Nur weil wir aus unserem Wissen keine praktischen Vorschläge ableiten wollen oder weil wir eventuell nicht bereit sind, auch bei der Umsetzung unserer Vorschläge Verantwortung zu übernehmen?

Das soll nicht heißen, dass Ethnologie immer anwendungsorientiert sein muss. Es gibt viele wichtige wissenschaftliche Fragen, die man grundsätzlich durchdenken muss, ohne dass es für die Antworten momentan einen konkreten Anwendungsbezug gäbe. Darüber hinaus darf die Ethnologie sich nicht unkritisch vor den Karren der Geber spannen lassen und als ein Alibi für eine kritische Auseinandersetzung mit Ungleichheit und Unterdrückung auf der lokalen Ebene gelten. Ethnologie muss also immer auch hinterfragen, ob sie in solchen Zusammenhängen nicht instrumentalisiert wird.

Wenn Ethnologinnen und Ethnologen auch in unserer Gesellschaft und in Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen an der Lösung realer Probleme arbeiten wollen, dann lässt sich einiges aus den Erfahrungen lernen, die man außerhalb Europas gesammelt hat. Konkret geht es mir dabei um die Form der Zusammenarbeit zwischen staatlichen Organisationen, Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen und den anderen in ein Problem involvierten Stakeholdern. Mit Stakeholdern bezeichnet man ganz allgemein Akteure, die ein Interesse an dem Verlauf eines Prozesses haben. In der Entwicklungszusammenarbeit und insbesondere im Bereich des Ressourcenmanagements hat sich seit einiger Zeit die Erkenntnis durchgesetzt, dass man ohne eine partizipative Einbettung von Stakeholdern kaum ein gesellschaftliches Problem nachhaltig lösen kann. Dazu sind die Interessen der beteiligten Akteure oft zu divers und ihre Macht, Prozesse zu boykottieren, ist zu groß. Wenn Stakeholder bereits in der Planung eines Projektes aktiv und entscheidungsbefugt in den Prozess eingebunden sind, der wissenschaftlich begleitet eine gesellschaftliche Veränderung bewirken soll, spricht man von einer transdisziplinären Forschung. Die Forschung in transdisziplinären Forschungsprojekten wird dabei oft von interdisziplinären Teams durchgeführt.

Ein transdisziplinärer Forschungsprozess wird oft in drei Phasen untergliedert: 1. die Problemidentifikation und -strukturierung, 2. die Problembearbeitung, 3. die In-Wert-Setzung, um eine am Gemeinwohl orientierte Lösung für ein Problem zu erarbeiten. Während in der klassischen wissenschaftlichen Forschung insbesondere die Problemlösung im Mittelpunkt steht, sollen in transdisziplinären Projekten alle drei Schritte gleichberechtigt bearbeitet

werden. Die Beteiligung von Stakeholdern wie staatlichen Institutionen, Nichtregierungsorganisationen und Nutzern bedeutet für die Wissenschaft auch, Freiheiten aufzugeben. In transdisziplinären Forschungsprojekten werden in der Regel Gremien gebildet, in denen die Stakeholder die Mehrheit haben und die über die Wege entscheiden, wie man eine Lösung erarbeitet. Das geschieht vor dem Hintergrund der Erfahrung, dass sich so zumindest unter bestimmten Bedingungen Lösungen entwickeln lassen, für die ein so breiter Konsens besteht, dass alle Beteiligten an ihrer praktischen Umsetzung mitwirken wollen.

Krankheit, Ungleichheiten und Unterdrückung sind zu präsent, als dass die Ethnologie davor die Augen verschließen kann. Sie darf sich meines Erachtens auch nicht darauf beschränken, Diskurse zu dekonstruieren und dominante Praktiken zu kritisieren. Es liegt meiner Meinung nach in der Verantwortung der Ethnologie, unser Wissen zur Verfügung zu stellen und uns konstruktiv in Prozesse einzubringen, um diese Probleme zu lösen. Dabei müssen wir uns natürlich darüber im Klaren sein, dass Wissen und Wissenschaft immer auch instrumentalisiert werden kann und dass das nicht immer zum Wohle der von uns Untersuchten geschieht.

Literatur:

Dahrendorf, Ralf, 2006: Homo Sociologicus. Wiesbaden: VS-Verlag.

Gluckman, Max, 1955: The judicial process among the Barotse of Northern Rhodesia. Manchester: Manchester University Press.

Nadel, Sigfried, 1957: The theory of social structure. London: Cohen & West.

Schlee, Günther, 2006: Wie Feindbilder entstehen: Eine Theorie religiöser und ethnischer Konflikte. München: C.H. Beck.

Sen, Amartya, 2006: Identity and Violence: The Illusion of Destiny. New York: Norton Company.

Sewell, W. H., 1992: A Theory of Structure - Duality, Agency, and Transformation. American Journal of Sociology 98: S. 1-29.

Simmel, Georg, 1992 [1908]: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

White, Harrison C., 2008: Identity and control: how social formations emerge. Princeton: Princeton University Press.